

## **"Wo kommen wir denn da hin!? Kirche in der Einwanderungsgesellschaft"**

**Vortrag auf dem Interkulturellen Arbeitstag der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Hannover am 14.11.2017,**

**gehalten von Kirchenrat Pfarrer Wolfgang Hüllstrung,  
Ökumenedezernat der Ev. Kirche im Rheinland**

[ *es gilt das gesprochene Wort* ]

### **Einführung**

Interkulturalität und Interreligiosität ist vielerorts Teil alltäglicher kirchlicher Wirklichkeit. Evangelische Gemeinden und diakonische Einrichtungen stehen heutzutage in vielfacher Weise in Kontakt und Beziehung zu Migranten/innen bzw. Menschen mit Migrationshintergrund. Diese erfahren in evangelischen Einrichtungen diakonische Hilfe und Beratung oder sie erhalten Unterstützung durch engagierte Ehrenamtliche in Gemeinden und Kirchenkreisen. Menschen anderer kultureller Prägung kommen in evangelische Gottesdienste und bringen andere christliche Glaubensstraditionen mit. Menschen ohne oder anderer Religionszugehörigkeit nehmen an Glaubens- oder Taufvorbereitungskursen teil. In evangelischen Kindertagesstätten finden sich vielerorts Kinder aus anderen religiösen Traditionen, insbesondere aus islamischen Traditionen. Zunehmend kommt deshalb der Wunsch auf, Mitarbeitende aus anderen kulturellen Traditionen anzustellen.

All dies trifft nach meinem Eindruck auf alle evangelischen Landeskirchen zu, wobei es natürlich Unterschiede in Ausmaß, Intensität und Nachhaltigkeit gibt - je nach Region oder Urbanität.

Der massive Zustrom von Geflüchteten im Jahr 2015 hat das Thema/Phänomen nochmal in neuer Form ins öffentliche Bewusstsein gerückt, und zwar gerade auch ins Bewusstsein der Kirchengemeinden und der Volkskirchenmitglieder (Flüchtlingscafés, Sprachkurs- und Lotsenaktionen, Begegnungsfeste, meist nicht mehr nur in Gemeindebriefen, sondern auch in den lokalen Zeitungen).

In gewisser Weise überrascht dieses Phänomen. Eine Kirche, die sich als Volkskirche versteht ("Volkspartei heißt ja nicht, dass einen das ganze Volk wählt, sondern dass man ein Angebot für das ganze Volk macht"), versteht, müsste eigentlich ganz selbstverständlich auf Bevölkerungsentwicklungen eingehen, sie wahrnehmen und nach Konsequenzen für das eigene Selbstverständnis und den kirchlichen Auftrag fragen.

► *Narrativ*: die Martin-Luther-Kirche in Koblenz-Neuendorf, in den späten 50ern als "Flüchtlingskirche" gebaut

Beispiel Zuzug der Russlanddeutschen: "Ab 1953 regelte das Bundesvertriebenengesetz ihre Aufnahme als Aussiedler, denen die deutsche Staatsbürgerschaft zustand. Seit den 1960er Jahren siedelten Russlanddeutsche in die Bundesrepublik um. In den 1980er Jahren und nach dem Zerfall der Sowjetunion wuchs der Strom der Aussiedler stark an. Zwischen 1992 und 2015 kamen mehr als 1,8 Millionen Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland. Da mehr als 50

Prozent der Aussiedler und Spätausgesiedelten aus der ehemaligen UdSSR evangelisch sind, kam es zu einer großen Einwanderung in unsere Kirche. Die EKvW hat etwa 280.000 neue Gemeindeglieder aufgenommen, d.h. sie stellen mehr als 10% ihrer Mitglieder." (Auszug aus dem Vorentwurf zur EKvW-Hauptvorlage)

Anders als bei früheren signifikanten migrationsbedingten Bevölkerungsveränderungen wird heutzutage anders mit dem Thema umgegangen. Es wird viel deutlicher und nachdringlicher nach dem eigenen Selbstverständnis als Kirche gefragt. Nach meiner Wahrnehmung sind die meisten Landeskirchen in solch einem Prozess begriffen.

- Wie wollen wir in Zukunft Gemeinde nicht nur für andere, sondern gemeinsam mit anderen leben und gestalten?
- Wie bringen wir die in unserer Kirche gewachsenen Traditionen in einen fruchtbaren Austausch mit Traditionen, die Migranten/innen mitbringen?
- Wie bestimmt die Evangelische Kirche im Rheinland ihre Rolle und Gestalt in der vielfältig gewordenen Migrationsgesellschaft neu?

## **I. Theologische Einordnung des Themas und hermeneutische Perspektiven**

### **a) Zum Kulturbegriff**

"Einer der plausibelsten besteht darin, die Kultur in einem Zeichensystem, einer Lesart der Wirklichkeit, begründet zu sehen. Die grundlegende kulturelle Tätigkeit besteht darin, etwas als etwas zu bezeichnen. Diese Art der Zeichenbenutzung liegt allen Kulturtätigkeiten zugrunde. Es gibt einen Konsens unter den Anthropologen, daß die Zeichenbenutzung eines der charakteristischen Merkmale des Menschlichen ist. Menschen sind von Natur aus Kulturwesen, sie sind von der Natur herausgefordert, mit kulturellen Mitteln zu überleben, vor allem durch den Gebrauch von Zeichen. ... Die Welt in Zeichen zu fassen und so mit den Herausforderungen der Natur umzugehen, das ist es, worum es in der menschlichen Kultur geht. Sie beginnt, Gestalt anzunehmen, wenn die unterschiedlichen Zeichen, die in unterschiedlichen Bereichen der Wirklichkeit und in unterschiedlichen Strategien, mit ihr umzugehen, angewandt werden, in einem Zeichensystem in Beziehung gesetzt werden." (Schwöbel, S. 364)

"In analoger Weise läßt sich die Angewiesenheit der Kultur auf religiös-weltanschauliche Grundorientierungen erweisen. ... Clifford Geertz bringt das in seiner Beschreibung der Religion zum Ausdruck ...: Eine Religion ist (1) ein Symbolsystem, das (2) machtvolle, alle Bereiche durchdringende und lang andauernde Stimmungen und Motivationen in Menschen hervorbringt, indem (3) Auffassungen von einer allgemeinen Ordnung der Existenz formuliert und (4) diese mit einer solchen Aura der Tatsächlichkeit umgeben werden, daß (5) diese Stimmungen und Motivationen in einzigartigerweise realistisch erscheinen. Religion ist in der Lage, dem homo significans durch ein umfassendes Zeichensystem die Ordnung der Welt so zu erschließen, daß ganzheitliche Orientierung in der Welt dadurch möglich wird, daß die kulturelle Grammatik der Gesellschaft mit bestimmten Inhalten versehen wird." (Schwöbel, S. 268)

"Daß der christliche Glaube kulturgestaltende Kraft im Sinne von Geertz' Beschreibung der Religion hat, ist kein theologischer Anspruch, sondern eine geschichtliche Erfahrung. Für das Verhältnis von christlichem Glauben und Kultur gilt grundsätzlich, daß es ein Verhältnis von gegenseitiger Anknüpfung ist. Das bedeutet aber auch, daß dieses wechselseitige Verhältnis für beide, christlichen Glauben und Kultur, nicht folgenlos bleibt." (Schwöbel, S. 268f)

Zum Verhältnis von Kultur und Glaube:

Als fundamentaltheologischer Hintergrund dazu die von dem Tübinger Theologen Martin Wendte sog. „asymmetrische Dialektik von Evangelium und Kultur“:

„Das Evangelium bringt sich mithilfe des Zeichensystems einer bestimmten Kultur zur Sprache, verfügt es doch über kein eigenes Zeichensystem. Es gibt kein eigenes, originär christliches Zeichensystem oder keine originär christliche Kultur. Das Evangelium ereignet sich immer durch ihm fremde Kulturen hindurch, schon im Neuen Testament.“ Zugleich gilt aber auch: „Das Evangelium lässt diejenige Kultur nicht unberührt, in der und durch die es zur Sprache kommt. Vielmehr verändert das Evangelium jede Kultur, indem es ihr neue Möglichkeiten zuspielt, dabei ihre alten Wirklichkeiten kritisiert und so ihre Semantiken und ihr Ethos umbaut.“ (Wendte, S. 167)

Für Interkulturelle Öffnung innerhalb der Kirche, für Interkulturelle Kommunikation, für Interkulturelles Gottesdienst-feiern, für Interkulturelle Seelsorge – für all das, ist diese asymmetrische Dialektik von grundlegender Bedeutung. Denn wir können die verschiedenartigen kulturellen Prägungen von Christentum als Potential entdecken: „Bei allen Neubestimmungen stellen die jeweiligen Kulturen dennoch dem Evangelium ganz eigene Denk- und Sprachmöglichkeiten zur Verfügung. Indem sich Christus in einer bestimmten Kultur zur Sprache bringt, lässt er Dimensionen an sich sehen, die in anderen Kulturen nicht oder nicht so deutlich zur Sprache kommen. Somit erfüllen die Vielzahl von Christologien aus vielen Kulturen im Verhältnis zueinander zwei Funktionen: Zum einen ergänzen sie einander in der Beschreibung der Überfülle Gottes, zum anderen kritisieren die Christologien einander in den Arten, wie die Überfülle Gottes verpasst oder verkürzt wird.“ (Die Rede von der Überfülle Gottes bezieht sich auf Kol. 2,9: „Denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“) (Wendte, S. 167)

Dies impliziert, „dass es nicht den wahren, übervollen Christus hinter oder über all den Kulturen gibt. Christus ist vielmehr gerade dadurch er selbst und gegenwärtig, dass er in, mit und unter den Kulturen ist – so sehr Christus sich in seinem Sich-Zeigen in einer oder in allen Kulturen nicht erschöpft. Die kulturelle Vermittlung und Prägung ist Moment dessen, wie er selbst ist. ... Und Christus ist gerade dadurch er selbst, dass er sich in afrikanischem Kontext als der heilbringende Lebensspender zur Sprache bringt und in Indien als der kosmische Christus etc.“

Wendte bringt dies auf den Punkt, indem er zur Schlussfolgerung kommt: „Es bedarf der Wahrnehmung der Vielzahl verschiedener Christologien aus verschiedenen Kulturen, um in der eigenen Christologie der Fülle und Vielgestaltigkeit des lebendigen Jesus Christus gerecht zu werden.“

In dieser grundlegenden Einsicht zum Verhältnis zwischen christlichem Glaube und Kultur ist verankert: es gibt für das Christentum keine Verwebung mit einer bestimmten Kultur oder eine Privilegierung einer bestimmten Kultur, vielmehr wird Kultur immer schon relativiert, indem sie eben in Relation zu Gottes Schöpfungs- und Vollendungshandeln gesetzt und daran gemessen wird.

## **b) Biblische Perspektiven**

Die Bipolarität zwischen Partikularität und Universalität ist ein Wesensmerkmal des christlichen Glaubens, denn sie hat ihre Wurzeln in der Bibel.

Wer nach biblisch-theologischer Orientierung zum Thema "Kirche in der Einwanderungsgesellschaft" sucht, wird in der Bibel sehr schnell fündig.

"Die Bibel von den ersten bis zu den letzten Seiten ein Buch der Erfahrungen, Erinnerungen und Hoffnungen der Wanderschaft, der Bewegung und der Migration ist. Darin ist sie ein Buch über die

Not und die Hoffnung, aber mehr noch ein Buch über die Würde, die Begabungen, die Glaubenskraft und den Segen von Migrantinnen und Migranten." (Auszug aus dem Vorentwurf zur EKvW-Hauptvorlage)

Und im Hinblick auf das Alte Testament ist wichtig: Das gilt nicht nur im Hinblick auf das eigentlich Narrativ, auf das Erzählte, sondern das gilt auch von der historischen Situation, in der die alttestamentliche Literatur ihre entscheidende Formation erfahren hat. Es ist heute in der alttestamentlichen Wissenschaft weitgehend Konsens, dass in der exilischen Zeit der Ausgangspunkt für die Sammlung und Redaktion der Überlieferung liegt, ein Prozess, der die Literaturwerdung hin zum Alten Testament erst eingeleitet hat.

Es gibt zahlreiche Texte, die man sich hier vornehmen könnte. Einer meiner liebsten ist die Völkertafel in 1. Mose 10, ein häufig überlesener Text: Nach dem Untergang durch die Sintflut "schafft" Gott den Menschen neu, diesmal als "Menschheit", mit vielen verschiedenen Sprachen und Kulturen. Auftrag des Menschen zum "Übersetzen".

Auch die berühmte Abrahamsverheißung 1. Mose 12 ist aus Exilsperspektive formuliert: "Israels Selbstbewusstsein, von Gott ausgesondert und auf einen besonderen Weg gerufen (Gen 12,1) zu sein, steht dabei stets unter dem Vorzeichen des Segens, den Gott mit dieser besonderen Geschichte für 'alle Geschlechter auf Erden' bewirkt (Gen 12,4)." Das partikulare Gnadenhandeln ist bei Gott eingebettet in sein treues und universelles Schöpfungshandeln.

Es gibt hier eine biblisch-theologische Linie vom Alten Testament bis hin zum Wanderprediger Jesus, dessen Wanderschaft im Johannesevangelium dann theologisch gedeutet wurde als "Weg des Gottes Sohnes in die Fremde".

Diese Deutung hat es in sich, weil hier nach meiner Meinung eine tiefe theologische Wurzel für die christliche Haltung zu Migration und Begegnung mit Fremden/Anderen zum Vorschein kommt.

Dass die Welt Jesus nicht erkannte, lässt Jesus fremd sein in der Welt. Und bekanntlich finden sich zu Hauf Aussagen im Neuen Testament, die diese Fremdheit Jesu unterstreichen. Und Jesu Fremdheit findet in Jerusalem ihren Höhepunkt. An seiner Seite stehen Jünger, die ihn nicht verstehen, denen sein Weg, sein Verhalten zu fremd erscheint und ganz einfach auch zu lebensgefährlich. Und Jesus wird nach den Berichten der Evangelisten eigenartig wortkarg in seinen letzten Stunden. Ein Zeichen für die sich steigernde Fremdheit und Einsamkeit Jesu in seinen letzten Stunden, zu denen sein Verstummen gehört. Und so geht er in die größte Einsamkeit und Fremdheit, die einem Menschen zustoßen kann, in den Tod. Sterben kann man letztlich nur allein und man geht über in das dem Leben schlechthin Fremde, in den Tod.

Dieser „Weg des Sohnes Gottes in die Fremde“ hängt zusammen mit einer grundsätzlichen „Entfremdung des Menschen von Gott“, die durch Jesu Leben und Sterben überwunden wird. Denn die entscheidende Pointe ist ja nicht die Perspektive der wachsenden Fremdheit zwischen Jesus und den Menschen, sondern die andere Perspektive, die in den Evangelien genauso deutlich herausgestellt wird und mit der die Verhältnisse erst ins rechte Licht gesetzt werden. Auch hier lohnt sich ein Blick in Barths Versöhnungslehre: Jesus war wohl ein Fremder in der Mitte der Jünger, inmitten der Menschenwelt, aber er war es in seiner intensivsten Zuwendung zu ihr, zu den Menschen. Die sich steigernde Verlassenheit im Leben Jesu wird immer wieder durchbrochen durch eine Zuwendung Jesu zu den Menschen, in der intime Nähe und heilende Gemeinschaft sich ereignet.

Ja, darin kann man geradezu das Geheimnis des Evangeliums erkennen: die Fremdheit Jesu hat ihren Grund nicht darin, dass Jesus die Menschen fremd geworden sind, sondern umgekehrt darin, dass den Menschen Jesus fremd ist. Jesus bleiben die Menschen nicht fremd, und darin offenbart sich „Gottes bleibende Zuwendung zu den Menschen“, die szsg. das letzte Wort hat.

Was die geschichtliche Entwicklung der christlichen Gemeinden angeht, so wurde von der neutestamentlichen Wissenschaft das multikulturelle Gepräge der frühen paulinischen Gemeinden deutlich herausgearbeitet. Zitat Werner Kahl im Hinblick auf Apg 11,19-26 (aus dem Bonner Vortrag):

"In Antiochia ereignete sich also – aus jüdischer Perspektive – etwas grundsätzlich Neues in dem Verständnis des Verhältnisses von Juden und Nicht-Juden und in der dem entsprechenden Konstituierung einer transkulturellen und transethnischen Glaubens- und Lebensgemeinschaft von Christusgläubigen. Hier entstand vielleicht zum ersten Mal zu Beginn des Frühchristentums ein grenzüberschreitendes „Drittes“, das sich bisherigen Zuordnungen entzog und vertraute Begrifflichkeiten sprengte. Insofern ist es kein Zufall, dass die christusgläubigen Juden und Nicht-Juden dieser Gemeinschaft nach Apg 11,26 zum ersten Mal mit dem Neologismus „Christianer“ belegt wurden. ...

Es waren Kommunikationsfähigkeiten, die in transkulturellen Lebenskontexten erworben wurden, welche den Ausschlag für eine erfolgreiche Verkündigung des Evangeliums in der mediterranen Antike gaben. Diese Kompetenz konnten zumal Diaspora-Juden aus hellenistischen Städten des römischen Reichs aufweisen. Die Christusgläubigen unter ihnen, die sich in der Migration befanden, bildeten das Rückgrat der Evangeliumsverkündigung im ersten Jahrhundert. In dieser Hinsicht erweist sich die Apostelgeschichte grundsätzlich als bemerkenswert historisch plausibel."

## **II. Folgerungen für das Selbstverständnis von Kirch(e)ngemeinden / kirchlichen und diakonischen Einrichtungen**

Wir haben uns als evangelische Kirche nie als "die Kirche" verstanden - und schon gar nicht als einzelne Kirchengemeinde. Wir haben uns immer als Teil einer weltweiten Kirche gesehen. Unsere Gottesdienste, die Verkündigung, die Liedtexte, die Gebete - haben natürlich einen universalen Horizont. Das ist eigentlich zwingend so, weil Gottes Schöpfungs- und Versöhnungshandeln universal ausgerichtet ist und dem auch nur ein universales Lob des Schöpfers entspricht.

Aber für die örtliche Kirchengemeinde bleibt diese universelle Einbettung des eigenen Glaubens, Betens und Lobens doch meist eher abstrakt. Oder eben delegiert an Ökumene-Ausschüsse und an ökumenische Initiativen oder besondere Projekte. Natürlich lassen die vielen ökumenischen Partnerschaften, die es in Kirchengemeinden und Kirchenkreisen gibt, immer wieder die eine universelle Kirche aufblitzen und machen sie für die Beteiligten erfahrbar. Auch der Weltgebetstag und ähnliche wertvolle Formate wären zu nennen.

Aber schon bei der jährlich stattfindenden Interkulturellen Woche kann man fragen, wie viele Kirchengemeinden und Kirchenkreise sich daran wirklich aktiv beteiligen. Zumal die IKW, die ja als "Tag des ausländischen Mitbürgers" startete, eine Initiative der Deutschen Bischofskonferenz, der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Griechisch-Orthodoxen Metropole gewesen ist, unterstützt und mitgetragen von Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbänden, Kommunen, Integrationsbeauftragten und -beiräten, Migrantenorganisationen sowie Initiativgruppen. Inzwischen in mehr als 550 Städten und Gemeinden, mit rund 5.000 Veranstaltungen.

An wie vielen dieser Veranstaltungen sind kirchliche oder diakonische Einrichtungen beteiligt? Nach meiner Erfahrung sind die IKW für Kirchengemeinden eine ideale Gelegenheit, interkulturelle Erfahrungen zu sammeln, interkulturelle Sensibilität und Kompetenz zu erwerben und sich damit auch intern auf den Weg einer interkulturellen Öffnung zu begeben.

► *Narrativ*: Mitarbeit bei den IKW Koblenz

In der Evangelischen Kirche im Rheinland hat man sich schon vor Jahren dazu entschieden, das allgemein übliche Schlagwort "Interkulturelle Öffnung" zu übernehmen - mit allen Vor- und Nachteilen, die das mit sich bringt. Dazu werde ich später noch etwas sagen.

Prozesse Interkultureller Öffnung in den großen gesellschaftlichen Bereichen wie Politik/Parteien, Recht/Verwaltung, Bildung/Erziehung, Wirtschaft, Gesundheitswesen und eben auch Kirchen/Religionsgemeinschaften können folgendermaßen beschrieben werden (Handbuch "Interkulturelle Öffnung", veröffentlicht bei Vandenhoeck & Ruprecht im Jahr 2014): Der Begriff erscheint erstmals Mitte der 1990er im Sprachgebrauch von Institutionen der Sozialarbeit. In den letzten zehn Jahren haben Überlegungen zum Thema in vielen gesellschaftlichen Bereichen und Organisationen Eingang gefunden. Zahlreiche Konzepte und Publikationen wurden veröffentlicht.

Interkulturelle Öffnung wird angesehen als **Maßnahme der Organisationsentwicklung**. Sie ist die Konsequenz einer interkulturellen Grundorientierung einer Organisation, die für sich die konzeptionelle Berücksichtigung kultureller Vielfalt will und die Beseitigung besonders solcher Zugangshindernisse, die auf kulturellen oder ethnischen Hindernissen beruhen.

IKÖ ist darum die handelnde Umsetzung einer strategischen Ausrichtung. Dies hat Auswirkungen auf die Strukturen, die Prozesse und Ergebnisse sozialen Handelns.

Sie wird dabei in vielen Unternehmen und Institutionen verstanden als **Ausdruck einer konsequenten Kundenorientierung im Sinne einer kulturbewussten Weiterentwicklung**.

Zielgruppen begleitender Maßnahmen sind die Kunden bzw. Nutzer einer Organisation einerseits sowie die Mitarbeitenden der Organisation andererseits.

Im Sinne des interkulturellen Lernens ist IKÖ dann **ein wechselseitiger Prozess des Kompetenz-Zuwachses und der Vertrauensbildung**. Dabei soll idealer Weise eine Handlungs- und Lebensweise etabliert werden, in der die Repräsentanten unterschiedlicher kultureller Herkunft voneinander und miteinander lernen.

Als Prozess der Organisationsentwicklung zielt IKÖ auf Anpassungen auf struktureller Ebene, die **von Leitungen initiiert und getragen**, aber auch von Mitarbeitenden akzeptiert werden müssen. In einem umfassenden, mittel- und langfristigen Prozess der Organisationsentwicklung sind zunächst Leitbilder und Organisationsstrukturen kritisch zu beleuchten – dies ist eine Managementaufgabe.

Strategien zur IKÖ umfassen darum u.a. Organisations- und Personalentwicklung sowie Maßnahmen zur Produkt- und Dienstleistungsentwicklung. Zu den vorgeschlagenen Maßnahmen gehören u. a. die Entwicklung eines Gesamtkonzepts für Interkulturalität (Verankerung im Leitbild), Einsetzung eines/r Beauftragten oder einer Projektgruppe, Erstellung einer Bedarfsanalyse, Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit, kultursensibilisierende Qualifizierungsangebote, Förderung multikultureller Arbeitsteams, Vernetzung mit anderen Institutionen/Einrichtungen.

In Bezug auf das Selbstverständnis von Kirchengemeinden möchte ich hervorheben: Interkulturelle Öffnung wird im Allgemeinen angesehen als eine Aufgabe von Leitung. Interkulturelle Öffnung ist Kirchenleitungsaufgabe, und ich denke, das ist jetzt nicht nur auf die Kirchenleitung im strengen Sinne als Leitungsgremium einer Landeskirche zu beziehen, sondern auch auf die Leitungstätigkeit eines Sprengels und Kirchenkreises bis hin zu den Kirchenvorständen der örtlichen Kirchengemeinden.

Dabei ist aber zu beachten, dass dies nur gelingen wird, wenn es tatsächlich eine nachhaltige Resonanz im Selbstverständnis der Kirchen- oder Gemeindeleitung gibt bzw. im Leitbild oder in der Leitkonzeption. Und dazu bedarf es eben auch des theologischen Reflektierens und der theologischen Verständigung über die "Kultur kirchlichen Lebens", die sich vor Ort entwickelt hat.

Und es bedarf der Verständigung darüber, wie oder in welche Richtung man diese "kirchliche Lebenskultur" weiterentwickeln möchte.

Von großer Hilfe - auch das gehört zu den allgemeinen Standards von Interkultureller Öffnung - ist die Vernetzung mit anderen Institutionen und Einrichtungen, die irgendwie mit Interkulturalität zu tun haben. In dem Zusammenhang birgt etwa die Interkulturelle Woche, sofern es vor Ort eine gibt, große Chancen - das habe ich ja schon erwähnt. Aber noch hilfreicher und wichtiger für Kirchengemeinden und Kirchenkreise kann es in dem Zusammenhang werden, Vernetzung mit dem, was wir im Rheinland die Ämter, Werke und Einrichtungen nennen.

Wir haben im Rheinland vor zwei Jahren ein Werkbuch zur Interkulturellen Öffnung erstellt, mit dem Titel "Vielfalt leben", gedacht als Arbeitshilfe und Anregung für eine Beschäftigung mit Interkulturalität in unserer Kirche. Bei der Vorbereitung wurde sehr deutlich, welche enormen Unterschiede es bei der Wahrnehmung und der bereits erworbenen Kompetenz in Sachen Interkulturalität innerhalb unserer Kirche gibt.

Die Ämter, Werke und Einrichtungen umfassen ja zum Großteil die Arbeitsfelder, in denen christliche Kirche mitten in der Gesellschaft – und zwar durchaus auch im örtlichen Sinne – präsent ist und aktiv mitgestaltet. Und so ist dort die gesamtgesellschaftliche Entwicklung hin zu einer multikulturellen Gesellschaft, wie sich in den vergangenen 20-30 Jahren vollzogen hat, selbstverständlich mitvollzogen worden. In den meisten Arbeitsfeldern unserer Werke und Einrichtungen war die Auseinandersetzung mit Interkulturalität und die Umsetzung Interkultureller Öffnung fest etabliert. Und so konnte das Werkbuch auch insbesondere auf kompetente Autoren/innen aus diesen Bereichen zurückgreifen.

In stadtteilbezogener Diakonie, in der KiTa-Arbeit, in der Jugendarbeit der Jugendverbände, in den Studierendengemeinden ist schon seit langer Zeit – und zum Teil lange vor Eröffnung des landeskirchlichen Prozesses der Interkulturellen Öffnung - Interkulturalität praktiziert worden. Seelsorge im Krankenhaus, im Altenheim, in der Notfallseelsorge, in Telefonseelsorge, in Justizvollzugsanstalten geschieht heute selbstverständlich in Interkultureller Wahrnehmung und Empathie. Auch in Militärseelsorge gehört das Aneignen von Interkultureller Kompetenz zum Tagesgeschäft. In dem 2010 erschienenen „Handbuch Interreligiöse Seelsorge“ - das man meiner Meinung nach auch „Handbuch Interkulturelle Seelsorge“ hätte nennen können – manifestiert sich diese Selbstverständlichkeit und die inzwischen gereifte Kompetenz eindrucksvoll. Die Society for Intercultural Pastoral Care and Counselling (SIPCC - Die Gesellschaft für Interkulturelle Seelsorge und Beratung e.V.) hat sich 1995 mit Sitz in Düsseldorf gebildet und hat inzwischen 270 Mitglieder in 32 Ländern. Und am längsten ist wahrscheinlich das Leitwort Interkulturell verankert in der Pädagogik, wo es schon seit den 70er Jahren einen festen Platz hat.

Im „geschützten“ Raum der Kirchengemeinden hingegen scheint praktizierte Interkulturalität hingegen noch nicht so fest etabliert zu sein – aus vielfältigen Gründen. Ein Grund ist sicherlich: Die Entwicklung der Mitgliedschaft unserer Gemeinden scheint ein Stück weit abgekoppelt zu sein von der Entwicklung der Gesamtgesellschaft. Es gibt also sicherlich Gründe, die in der Bevölkerungsentwicklung ihre Wurzeln haben. Aber möglicherweise gibt es auch "kulturelle" oder "mentale" Gründe. Die praktischen Theologinnen Florence Häneke und Andrea Bieler schreibt in Ihrem kürzlich in PTh erschienenen Aufsatz:

"Evangelische Christinnen und Christen tendieren dazu, sich in monoethnischen Gemeinden zusammen zu finden. Intentionale Versuche, multiethnischen Gemeindeaufbau zu betreiben und darin nach transkulturellen Formen der Begegnung im Gottesdienst, in der Seelsorge oder auch im Bildungsbereich zu suchen, sind eher als Randphänomene zu betrachten. So gilt beispielsweise für die USA immer noch das bekannte Diktum von Martin Luther King aus den sechziger Jahren, dass der Sonntagmorgen die segregierteste Stunde im Leben der Nation ist." (Häneke-Bieler, S. 89)

Wie dem auch sei, worauf ich hinauswill: Es wäre schon viel gewonnen, wenn Kirchengemeinden wieder stärker wahrnehmen, was außerhalb der Gemeinderäume an kirchlicher Arbeit geschieht und wenn Kirchengemeinden sich von dort vorhandenen Erfahrungen, Kompetenzen und Ideen inspirieren ließen. Auf unserem Konvent der Ämter, Werke und Einrichtungen ist regelmäßig die Klage zu hören, dass sich die dort tätigen Theologen/innen von den Ortsgemeinden oft überhaupt nicht wahrgenommen, wenn nicht gar ignoriert fühlen.

Wer von Interkulturalität spricht, darf nicht verschweigen, dass wir als evangelische Kirche an vielen Orten Trägerin und Tradentin von kulturellem Erbe sind, und es insofern auch um Bewahrung von kulturellen Traditionen geht. Interkulturelle Öffnung darf nicht missverstanden werden im Sinne einer gewünschten Auflösung dieser kulturellen Aufgabe und Bedeutung von Kirche. Aber diese Bedeutung muss eben immer wieder neu plausibel gemacht werden und in eine Zeit und neue Sprache 'übersetzen' werden. Sie ist kein Selbstzweck. Und dass dies auch in interkultureller Sensibilität und Kompetenz geschehen kann, dafür können Kirchengemeinden wiederum viel lernen von Einrichtungen wie etwa den Citykirchen oder auch evangelischen Akademien.

Im Hinblick auf das Selbstverständnis von Kirchengemeinden möchte ich einen letzten Aspekt nennen: Wenn Kirchengemeinden in Kontakt kommen mit Menschen anderer Sprache und Herkunft, sei es als Individuen oder Familien, sei es als Gemeinde anderer Sprache und Herkunft, dann wird dies auch ein Test sein für die Toleranz- und Konfliktfähigkeit der Gemeinde. D. h. es wird wieder - übrigens wie in Zeiten der urchristlichen Gemeinden - so sein, dass sich Kirche auch bewusst als Ort des Austragens von religiös bedingten Konflikten versteht. Es ist das Verdienst des von Heimbrock und Scholtz herausgegebenen Sammelbands "Kirche: Interkulturalität und Konflikt" auf diesen wichtigen Punkt aufmerksam gemacht zu haben. Das ist auch deshalb wichtig, weil in der theologischen und kirchlichen Diskussion um Interkulturelle Öffnung immer wieder naive, romantische Vorstellungen von multikultureller Harmonie im Hintergrund stehen, diese aber selten für eine gelingende Praxis von Interkultureller Öffnung hilfreich sind.

### **III. Was bedeutet das konkret? - Schritte und Beispiele auf dem Weg zu einer interkulturell sensiblen Kirche bzw. zunehmend interkulturell geprägten Kirchengemeinde**

In der EKIR und EKvW (gemeinsam!) der Internationale Kirchenkonvent:  
Der Internationale Kirchenkonvent Rheinland - Westfalen (IKK) ist ein Netzwerk aus reformatorischen Gemeinden reformatorischer Prägung aus aller Welt, die untereinander und mit der Evangelischen Kirche im Rheinland und der Evangelischen Kirche von Westfalen eine ökumenische Zusammenarbeit vereinbart haben. Ihr Spektrum reicht von charismatisch-pfingstlerischen, presbyterianischen und methodistischen bis zu reformierten und lutherischen Gemeinden. Der IKK ist im Oktober 2012 aus dem so genannten „Listenprozess“ erwachsen, der 1999 als Programm der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) startete. Partnerschaftlichkeit und Verbindlichkeit kennzeichnen die Zusammenarbeit: Die Mitgliedsgemeinden behalten ihre organisatorische und theologische Unabhängigkeit, stimmen aber vereinbarten Kriterien zu. Sie arbeiten an der sichtbaren Einheit der Kirche Jesu Christi und legen gemeinsam Zeugnis von der liebevollen Zuwendung Gottes zur Welt in Jesus Christus ab. Sie bringen dazu ihre Frömmigkeit, ihre Tradition und ihre kulturelle Identität ein. Sie profitieren von den Erfahrungen der anderen Mitgliedskirchen ebenso wie vom Kontakt zu den Landeskirchen (Beratung, Mediation, finanzielle Projektförderung). Die kontinuierliche Arbeit des IKK wird von einem Komitee geleistet, in dem paritätisch Vertreter und Vertreterinnen aus drei Kontinenten und verschiedenen Traditionen



mitarbeiten. Es tagt etwa 4-6 mal im Jahr. Seine Mitglieder werden von der Vollversammlung des IKK gewählt, die einmal jährlich zusammentritt.

1. Die Gemeinde bekennt sich zur Glaubensbasis des Ökumenischen Rates der Kirchen. „Wir zählen uns zur Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ (Glaubensbasis des Ökumenischen Rates der Kirchen)
2. Die Gemeinde versteht sich zusammen mit anderen deutsch- und anderssprachigen Gemeinden als Teil des Leibes Christi in Deutschland. Sie verpflichtet sich zur ökumenischen Zusammenarbeit mit deutsch- und anderssprachigen Kirchen auf biblischer Basis, verpflichtet sich zur Solidarität und will alles tun, um Spaltungen zu vermeiden und Einheit zu fördern. Jesus Christus spricht: „Das ist mein Gebot, dass ihr einander lieben sollt, wie ich euch geliebt habe.“ (Joh 15,12) „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit alle eins seien“ (Joh 17,21).
3. Die Gemeinde ist organisatorisch stabil. Sie hat sich als eingetragener Verein (e.V.) konstituiert. Ist dies nicht der Fall, so muss die Gemeinde seit mindestens drei Jahren bestehen und eine feste Organisationsstruktur haben. Mindestens eine Leitungsperson muss Deutsch sprechen.
4. Wenn die Gemeinde einen eigenen Pastor/eine eigene Pastorin hat, so muss er/sie grundsätzlich bereit sein, an Fortbildungsveranstaltungen der evangelischen Landeskirchen in Deutschland teilzunehmen. Solche Fortbildungsveranstaltungen werden in Zusammenarbeit mit Vertreterinnen und Vertretern anderssprachiger Gemeinden geplant und durchgeführt. Sie sollen die Pastoreninnen und Pastoren anderssprachiger Gemeinden mit der Situation von Kirche, Gesellschaft und Theologie in Deutschland bekannt machen. Sie sollen die Begegnung von anders- und deutschsprachigen Christinnen und Christen und das gemeinsame Lernen ermöglichen.
5. Die Gemeinde legt zwei Empfehlungsbriefe vor. Einer sollte möglichst von der deutschen Gastgebergemeinde stammen, der zweite von einem Netzwerk oder Rat anderssprachiger Gemeinden oder einer anderen Gemeinde am Ort, die die Kriterien des Internationalen Kirchenkonvents erfüllt. Vertreterinnen der Gemeinde sollen ein Gespräch mit Vertreterinnen und Vertretern des Komitees führen. Danach entscheidet das Komitee über die Aufnahme in den Internationalen Kirchenkonvent. Die Empfehlung kann kurz sein und soll bestätigen, dass die empfohlene Gemeinde die Kriterien erfüllt. Darum ist es sinnvoll, der empfehlenden Gemeinde den Kriterienkatalog vorzulegen.

Vorteil: gezielte und nachhaltige Förderung von Teilnahmen an Fortbildungen, an Kirchentagen oder anderen landeskirchlichen Großveranstaltungen, Motivation für Aufbau von kleineren regionalen Netzwerken, Beratungshilfe und "Sicherheit" für Kirchengemeinden, die von anderssprachigen Gemeinden kontaktiert werden

Landeskirchlich können vor allem Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass einerseits ein theologischer Reflexions- und Verständigungsprozess auf allen Ebenen der Landeskirche geführt wird und dass gerade auch Kirchengemeinden und Kirchenkreise die Frage der Interkulturalität als einen Aspekt der eigenen Konzeption oder des eigenen Leitbildes in Zukunft berücksichtigen. Andererseits kann die landeskirchliche Ebene strukturelle Voraussetzungen schaffen, von denen eben auch für Kirchengemeinden Vieles abhängt.

Von der rheinischen Landeskirche kann ich konkret drei wichtige strukturelle Maßnahmen für die Umsetzung einer Interkulturellen Öffnung berichten (Auszug aus dem IKÖ-Zwischenbericht, ergänzt um Infos zum MitarbG):

*Erstens* hat die Landessynode 2014 das *Mitarbeitenden-Ausnahme-Gesetz* geändert, indem §6 "Erprobungsmaßnahmen zur Interkulturellen Öffnung" hinzugefügt wurde. Auf der Grundlage der Erfahrungen mit den Erprobungsmaßnahmen soll nun auf der Landessynode im Januar 2018 ein

neues rheinisches Mitarbeitenden-Gesetz beschlossen werden, das nicht zuletzt auch auf die jüngsten Änderungen der EKD-Richtlinie „über kirchliche Anforderungen der beruflichen Mitarbeit“ eingeht. Grundsätzlich bemühen sich die Kirchenjuristen darum, das Denken in der Kategorie der „Ausnahme“ zu überwinden. Denkbar ist eine Anbindung an die Konzeption einer Kirchengemeinde oder eines Kirchenkreises, was der rheinischen presbyterial-synodalen Kirchenverfassung entspräche. Auf jeden Fall wird es wohl zu einer stärkeren Öffnung im Bereich Offener Kinder- und Jugendarbeit sowie in vergleichbaren Bereichen für Frauen, Männer und Senioren kommen. Ebenso soll größere Öffnung ermöglicht werden im Bereich der evangelischen Schulen und in Weiter- und Familienbildungseinrichtungen. Über die Abschaffung der ACK-Klausel wird nachgedacht. Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, die dem Internationalen Kirchenkonvent angehört, wird für bestimmte Bereiche eine Rolle spielen. Das Gesetz selber wird aber gleichzeitig von den Gemeinden und allen Einrichtungen, die davon Gebrauch machen wollen, eine theologische Reflexion und Bestimmung dessen einfordern, inwiefern für die „Erfüllung des kirchlichen Auftrags“ vor Ort eine Interkulturelle Öffnung oder Interkulturelle Kompetenz notwendig ist und was das für das Verständnis der „Dienstgemeinschaft“ bedeutet.

*Zweitens* wurde auf der Landessynode 2015 eine Öffnungsklausel für den *Zugang zum Pfarrdienst* beschlossen, wonach "weitere Möglichkeiten des Seiteneinstiegs und der Übernahme von theologischem Personal aus anderen Kirchen, auch der weltweiten Ökumene" geschaffen werden sollen (Beschluss Nr. 18 zur Pfarrstellenplanung bzw. der angehängte Maßnahmenkatalog). In dem Zusammenhang wird insbesondere der Aufbau eines "Master-Studiengangs nach Marburger Vorbild" angekündigt.

*Drittens* wurde auf der Landessynode 2017 der Beschluss zu *neuen Gemeindeformen* "Befreit, vergnügt, erlöst - Gemeinde formen" gefasst, durch den - neben der klassische Parochialgemeinde - neue Formen wie Personalgemeinde, andere und assoziierte Gemeinde, kooperierende Gemeinden sowie Gemeinschaften und Initiativen als Erprobungsräume als Teil der Landeskirche zugelassen werden.

► *Narrativ*: Beispiel Ev. Kirchengemeinde Weißenthurm und Koreanisch-evangelische Gemeinde

Wenn wir auf die Ortsebene gehen, so gibt es zur Zeit vor allem folgende drei Phänomene, die zumindest in EKIR und EKvW praktisch flächendeckend Ortsgemeinden vor konkrete Herausforderungen der Interkulturalität stellen:

- a) es melden sich zunehmend nicht-evangelische und religiös anders geprägte Kinder in evangelischen Kindertagesstätten an
- b) es fragen zunehmend Menschen muslimischer Herkunft, insbesondere wenn sie schiitischer Prägung sind, nach dem Christentum und interessieren sich für Glaubenskurse oder Taufvorbereitungskurse, lassen sich auch häufig taufen
- c) es nehmen regelmäßig kleine christliche Gemeinden anderer Sprache und Herkunft Kontakt zu landeskirchlichen Gemeinden auf, weil sie nach Raum suchen für ihre Gottesdienste, Gebetsversammlungen oder Bibelstunden

Hier zeigt sich ein großer Bedarf an Beratung und Orientierungshilfe, allein schon dadurch, dass sich Kirchengemeinden plötzlich in komplizierten, schwierigen Kommunikationssituationen vorfinden und die letztlich mit Interkulturalität zu tun haben.

An konkreten Schritten sind Fortbildungsangebote in Interkultureller Kompetenz und Interkultureller Gemeindegemeinschaft und Gemeindeaufbau natürlich eine Selbstverständlichkeit. Es gibt sie ja auch in vielfacher Form. Diese Fortbildungsangebote sollten aber zunehmend darauf zugeschnitten sein, dass sowohl Menschen, die hier geboren sind, als auch Menschen mit Migrationshintergrund an ihnen teilnehmen. Denn das gehört ja im Sinne des interkulturellen Lernens wesentlich zu Interkultureller Öffnung hinzu: es handelt sich um einen wechselseitigen

Prozess des Kompetenz-Zuwachses und der Vertrauensbildung, in dem es zu einem Miteinander und Zusammenwirken von Repräsentanten unterschiedlicher kultureller Herkunft kommt.

Zwei Pilotprojekte Interkultureller oder Internationaler Gemeinden:

- Unter der Überschrift „Gemeinsam Kirche sein, internationale Gemeinde werden“ will die Lydiagemeinde in der Dortmunder Nordstadt die 62 Nationen in ihrer Gemeindegliederkartei stärker in den Blick nehmen. Seit dem Jahr 2016 ist man unterwegs, um in allen Bereichen des Gemeindelebens Menschen mit Migrationswurzeln stärker wahrzunehmen und einzubeziehen, denn auch in der Dortmunder Nordstadt gilt: Was in Kindertageseinrichtungen und in der Kinderkirche schon lange selbstverständlich ist, bildet sich in vielen anderen Kernbereichen der Gemeindegliederarbeit nicht ab. Das soll sich ändern. Gottesdienste werden zunehmend unter Beteiligung der Gemeinden anderer Sprache und Herkunft gefeiert, mehrsprachige Elemente bieten Heimat in der Fremde, neue Besuchsdienstformen lassen Alteingesessene und Neuzugezogene einander neu wahrnehmen. Bis zum Jahr 2020 soll sich das Projekt auch in den Leitungsstrukturen abbilden: Für mindestens zwei Positionen im dann neu zu wählenden Presbyterium sollen Menschen mit internationalen Wurzeln kandidieren. „Es geht uns darum, das Eigene mit dem Fremden zu verweben“ – so greift man in der Gemeinde ein Zitat auf, das sich in der Literatur zur Intensivierung der Zusammenarbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft immer häufiger findet. Dieser bewusste Schritt zur interkulturellen Öffnung ist nicht unumstritten und erfordert durchaus Mut, denn wer weiß schon, wie die Gemeinde in fünf Jahren aussehen wird, wenn das Projekt abgeschlossen sein wird?

- Die „Internationale Evangelische Gemeinschaft im Westen Wuppertals“ ist als Modellprojekt gedacht, das an einer Stelle exemplarisch Erfahrungen sammelt, wie interkulturelle Gemeindegliederarbeit innerhalb der Evangelischen Kirche gelingen kann. Es soll bewusst keine neue „Gemeinde anderer Sprache und Herkunft“ entstehen, die Menschen aus einer oder mehreren migrantischen Communities unter sich sammelt, sondern ein Ort, an dem unterschiedliche Spiritualitäten und kulturelle Hintergründe miteinander und mit gewachsener deutscher evangelischer Kirchlichkeit vermittelt werden.

Darum möchten wir eine/n hauptamtliche/n Mitarbeiter/in als „Pionier/in“ einstellen. Wir halten eine volle Personalstelle für sinnvoll, damit der/die Betreffende die Sache mit voller Identifikation vorantreiben kann. Wir würden uns wünschen, dass diese Stelle und das gesamte Projekt wirtschaftlich über mehrere Jahre abgesichert ist und sich in diesem Zeitraum entfalten kann.

Wir halten es für sinnvoll, wenn sich das Projekt auch überraschend entwickeln kann und der/die Mitarbeiter/in die dafür nötige Freiheit zugestanden bekommt. Bevor Arbeitsformen und Angebote entwickelt werden, wünschen wir uns, dass die betreffende Person sich viel Zeit für Begegnungen nimmt. Aus diesen Begegnungen und ggf. gemeinsam mit dabei gewonnenen ersten ehrenamtlichen Mitarbeitern aus verschiedenen Kulturen kann sich dann nach und nach in Versuch und Irrtum die konkrete Gestalt der IEG und ihrer Arbeitsformen entwickeln.

Die Struktur der IEG soll einerseits eine klare Anbindung an die Evangelische Kirche ausdrücken und andererseits die notwendige Freiheit ermöglichen. So sollte z.B. für Menschen aus anderen Konfessionen Mitgliedschaft und verantwortliche Mitarbeit im Projekt möglich sein, ohne zwingend Mitglied der Evangelischen Kirche werden zu müssen. Es soll strukturell leicht möglich sein, dass Menschen mit Migrationshintergrund Verantwortung innerhalb der IEG übernehmen (z.B. als Vorstands-Mitglied) und die hier gemachten Erfahrungen auch in unsere kirchlichen Strukturen einbringen können. Die IEG soll nicht für Migranten sprechen, sondern Migranten und Alteingesessene selber zu Wort kommen lassen und miteinander ins Gespräch bringen.

## Schlussbemerkung

Die selbstverständliche Haltung, mit der Kirchengemeinden und/oder Kirchenkreise zum Teil seit Jahrzehnten ökumenische Partnerschaften innerhalb Europas oder auch außerhalb Europas unterhalten, muss ausgeweitet werden auf die konkrete Ökumene, die in der Einwanderungsgesellschaft vor Ort vorhanden ist und die *en miniature* eigentlich die weltweite Ökumene abbildet. Es ist für mich immer verblüffend, wenn ich in einer Kirchengemeinde erlebe, dass zwar das nächste Partnerschaftstreffen mit Vertretern der Gemeinden von Kalungu (Kongo) vorbereitet wird, aber die Assemblée Evangelique die seit Jahren im Nachbarort ihre Gottesdienste auf Französisch feiert, gar nicht wahrnimmt. Hier sollte nach meiner Meinung dringend eine Neuorientierung der Partnerschaftsarbeit erfolgen.

Und zu guter Letzt möchte ich doch noch auf eine problematische Seite des Begriffs Interkulturelle Öffnung eingehen. Eigentlich mag ich den Begriff nicht, weil er so schlagwortartig in allen möglichen und unmöglichen Kontexten verwendet wird und sehr nach pragmatischen Strategien 'riecht'. Viele Gemeinden und Kirchenvorständen hören ihn auch mit einer moralistischen Konnotation, die wenig hilfreich ist - im Sinne von: „Ihr müsst euch öffnen, denn bisher wart ihr verschlossen“. Interkulturelle Öffnung erscheint dann als etwas, das wir schuldbewusst nachholen müssen – wie unerledigte Hausaufgaben oder Strafarbeiten. Oder es wird gehört als etwas Einseitiges, so als bräuchte es nur auf unserer Seite einer Öffnung. Dabei bedeutet Interkulturelle Öffnung vor allem das Sich-Einlassen auf einen Weg hin zu einer Kirche, die sich als "Kirche mit anderen" versteht, als ein "Gemeinsam Kirche sein".

Und dieses neue Miteinander ist von großer Dynamik geprägt, denn nicht zuletzt die Migrantengemeinden verändern sich im Laufe der Jahre enorm, indem die zweite oder gar dritte Generation vielen Religionsformen der Eltern und Großeltern befremdet gegenübersteht. (Z. B. eine Doktorarbeit zum Thema "intergenerationelle Inkulturation" bei koreanischen Gemeinden von Mike Lee.)

Von daher mit Worten von Werner Kahl: "Die Gestaltung einer transkulturellen ökumenischen Kirche ist an der Zeit."